

Intensive Analogien

Zum 70. Geburtstag des Doctor analogicus, Eberhard Jüngel

Das Reich Gottes komme im Gleichnis als Gleichnis zur Sprache. Mit dieser Wendung seiner Dissertation von 1961 hat Eberhard Jüngel Spuren hinterlassen, nicht allein in Zürich. Nähme man diese These beim Wort, wären die Folgen gravierend. Das Reich Gottes kann nicht an der Form des Gleichnisses vorbei in Sprache kommen. Zu seiner rätselhaften Wahrheit gehört wesentlich das Wie, die Sprachgestalt des Gleichnisses. Wer aber hätte das je versucht, das Reich Gottes strikte im Gleichnis als Gleichnis zur Sprache zu bringen?

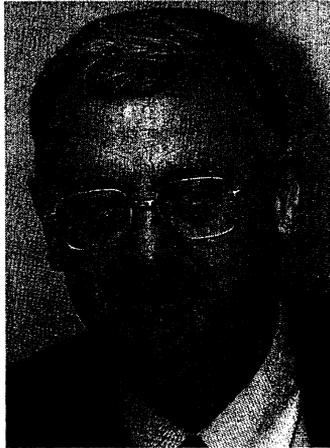


Foto: epd/bild

Anthropomorphismus

Eberhard Jüngel schon, der damit den Anfang gemacht hatte. Da das Gleichnis allerdings viele Verwandte hat, wurde Jüngel «unterwegs zur Sache» (1972) mit der Zeit zum Jäger und Sammler verwandter Figuren. Auf seinen ausgedehnten Wanderungen durch Schrift und Tradition entdeckte er mit Paul Ricoeur 1974 die Metaphern als Grundform religiöser Rede, die Erzählungen als beispielhafte Form der Theologie, und selbst der Anthropomorphismus war nicht vor seiner Rehabilitation sicher. Dass von der Menschlichkeit Gottes gar nicht menschlich genug die Rede sein könne, ist eine im evangelischen Sinne befreiende These – allerdings nur dann, wenn recht unterschieden wird vom Allzumenschlichen. Diese Zwifältigkeit von guter Rede und rechter Unterscheidung wirkt wie eine Neufassung von Evangelium und Gesetz.

Das weitet den Horizont der Theologie. Die Gleichnisfähigkeit der Welt für Gott eröffnet den Blick auf die Phänomene.

Die ganze Welt kann «im Gleichnis als Gleichnis» Gott zur Sprache kommen lassen. Den Grund dieses Fortschritts in der Geschichte theologischer Freiheiten fand Jüngel in seiner Neuformulierung der Analogielehre.

Galt seit dem Mittelalter der Grundsatz «bei noch so grosser Ähnlichkeit (von Gott und Welt) eine immer noch grössere Unähnlichkeit», wurde diese negative Wendung von Jüngel ins Positive gewendet – vom Kopf auf die Füsse oder von der Negation in die gesättigte Weltlichkeit der Rede von Gott. Denn es gelte vielmehr «bei noch so grosser Unähnlichkeit eine immer noch grössere Ähnlichkeit». So könnte man Jüngels theologische Arbeit als erhellende Widerlegung Heideggers verstehen, der ihm gegenüber einst sagte: «Gott – das ist das Denkwürdigste. Aber da versagt die Sprache...»

Gott ist, was weltlicher gar nicht gedacht werden kann – und er ist wohl weltlicher, als gedacht werden kann. So eilt die Sagbarkeit der Denkbarkeit voraus. Denn Gott ist nicht nur «interior intimo meo», mir also innerlicher als ich mir selbst, er

ist auch der Welt innerlicher als sie sich selbst: das Geheimnis der Welt. Von diesem Geheimnis könne man gar nicht genug reden, geschweige denn zu viel.

Analogia relationis

Allerdings gilt nicht alles Mögliche als gleichnisfähig, sondern nur das, was Gott entspricht. Die immer noch grössere Ähnlichkeit führt die Theologie in einen Komparativ der Intensität. Als Antagonist wirkt darin eine These scharfer Differenz. Im Herzen der Analogia relationis geht es um die Entsprechung von zwei identischen Relationen, deren jeweilige Relate grundverschieden bleiben (Gott zur Welt verhält sich wie C zu D). In der «Analogie des Advents» kommt Gott «in der Analogie als Analogie» zur Sprache – wobei das Weltverhältnis (C zu D) von sich aus keinerlei Hinweis auf Gott geben könne. Gilt bei noch so grosser Nähe eine immer noch deutlichere Differenz? Jedenfalls bleibt die Bewegung der Intensität eine Bewegung ab extra, in der Gott der Welt immer noch näher kommt als sie sich selber.

Im Lichte dieses Zur-Sprache-Kommens Gottes eröffnet sich der Theologie jedenfalls mehr, als mancher erwartet hätte. Zum Beispiel «muss jeder Satz theologischer Anthropologie anthropologisch allgemein gültig sein und insofern dann auch allgemein verständlich werden». Das lässt der Theologie auch künftig noch genug zu denken übrig.

Philipp Stoellger

HINWEIS

ROMANHELDIN PFARRFRAU

Ein ausgefallenes Epochen-gemälde ist Therese Bichsel mit der Geschichte der Catherine von Wattenwyl gelungen, die sich als etwas überdrehte Amazone, Duellantin und Spionin im 17. Jahrhundert einen Namen macht und auch mal eine Zeit lang Frau eines Predigers ist. Es gelingt ihr nach der erzwungenen Heirat in vier Jahren nicht, sich in die ungeliebte Stellung einer Pfarrfrau in Bern einzuleben. Da will sie lieber mit ihrem Mann ins kleine Därstetten im Simmental ziehen, dort wird man sie weniger kontrollieren. Aber das Bild der oberflächlichen, unter dem Stand verheirateten Adligen greift zu kurz. Catherine hängt – trotz leidiger Kleidervorschriften – an ihrer Religion. Ihr Leben wäre später, während der zweiten Ehe mit einem Neuenburger, viel einfacher, wenn sie zum Katholizismus übertreten würde. Aber sie bleibt ihrem reformierten Glauben selbst dann treu, als der Traum ihres Lebens winkt: die Erziehung ihres Sohnes am Hof des Sonnenkönigs in Versailles. Schliesslich wirkt sie in Bern als Spionin für Ludwig XIV., aber wegen der vielen Hugenottenflüchtlinge dreht sich die Stimmung gegen sie. Catherine wird verraten und eingesperrt.

Trotz abrupter Zeiten- und Szenenwechsel, die manchmal die Spannung etwas dämpfen, verwebt Therese Bichsel gekonnt alle Facetten der eigenwilligen Catherine zum Porträt einer Frau, die intensiv leben will und die doch scheitern muss, weil sie sich über die Regeln ihrer Zeit und ihres Geschlechts hinwegsetzt.

Monika Dettwiler

Therese Bichsel: Catherine von Wattenwyl: Amazone, Pfarrfrau und Spionin. Zytlogge Verlag, 2004. 320 Seiten, Fr. 39.–